Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 3 — Bremen-Berlin, den 14. Januar — 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Geduld. Von Johann Beyer. — Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus. X. Von Professor D. Baentsch. — Neuere Versuche über das evangelisch-soziale Problem oder Christentum und Interessenkampf. II. Von W. Schubring. — Moderner Protestantismus in Frankreich. II. Von Lic. A. N. Bertrand. — Theosophie. — Des Pastors Rieke. III. Von A. Urbain. — Karl Schwarz-Stiftung.

Geduld.

Oftmals verdunkeln wohl Wolken die strahlende Sonne;
Aber mit siegender Kraft, voll leuchtenden Glanzes
Scheucht die Schatten ihr segenbringendes Licht.
Also die Wahrheit! Dem ewigen Geiste entsprossen,
Reift sie zur Kraft, die Geschicke der Menschen zu lenken.
Lange wohl währt's, bis ihr Licht durchdringet die Menschheit,
Die mit der Not im harten Kampfe ums Dasein
Müde sich ringt und bangt vor ferneren Kämpfen.
Doch es erringt — so lehrt's die Geschichte der Menschen —
Was in der Wahrheit geboren, endlich den Sieg.

Johann Beyer.

Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus.

(Die Begründung des monotheistischen Gedankens durch die Propheten.)

X.

Es was bereits das vorige Mal angedeutet, daß das Verdienst, dem monotheistischen Gedanken zum Durchbruch verholfen zu haben, recht eigentlich erst den Propheten gebührt, und zwar näher denjenigen Propheten, die seit der Mitte des 8. vorchristlichen Jahrhunderts im Nordreiche sowohl wie im Südreiche auftraten. Allerdings hatten diese Propheten Vorgänger, z. B. in Elias, in Ahia von Silo, in Micha ben Jimla und gewiß noch in mehreren anderen, von denen wir jedoch viel zu wenig deutliche und sichere Nachrichten haben, als daß wir hier näher auf sie eingehen könnten.*) Als Geistesverwandte der großen Propheten erscheinen auch die Nasiräer, die Am. 2, 11 f. neben den Jahvepropheten erwähnt werden. Doch waren die Nasiräer mehr Reaktionäre, die das Rad der Geschichte rückwärts drehen und in Verkennung der zweifellosen Bereicherung, die die Jahvereligion durch die Berührung mit der Baalsreligion erfahren hatte, die Jahvereligion wieder auf den Standpunkt der alten Wüstenreligion zurückschrauben wollten. So konnten sie es z. B. nicht über sich gewinnen, in Jahve den Spender des Weinstockes und den Gott des Ackerbaues zu sehen. Acker- und Weinbau wie überhaupt die am letzten Ende auf dem Ackerbau beruhende kanaanäische Kultur stand nach ihrer festen Überzeugung unter dem Schutze der Bealim, und da sie als bewußte Jahveverehrer nun einmal mit den Bealim nichts zu schaffen haben wollten, enthielten sie sich einfach des Genusses der Produkte des Weinstockes in jeder Form, also auch des Genusses der Weinbeeren, der Rosinen und der aus Rosinen gepreßten Kuchen*), und zogen es vor, auch im Ackerbauland eine möglichst nomadische Lebensweise und damit zugleich die auf diese basierte alte Form des Jahvekultus beizubehalten, vergl. z. B. die interessante Schilderung der Rekhabiten in Jerem. 35, 1 ff Mochten diese Männer durch ihren Protest gegen die neumodische Art der Jahveverehrung immerhin ein bemerkenswertes Gegengewicht gegen die fortschreitende Verfälschung der Jahvereligion bilden und durch treue Bewahrung der ältesten Traditionen einem künftigen Reformationswerk vorarbeiten, sie selbst hätten nie Reformatoren oder gar Begründer einer an die Ursprünge anknüpfenden neuen Stufe der Religion Israels werden können. Dazu fehlte ihnen der weite Blick und das offene Herz für ihres Gottes weltweites Walten; sie waren dazu viel zu sehr Reaktionäre und Philister, die, indem sie am Alten klebten, das Fortschreiten ihres Gottes durch die Geschichte nicht merkten. Wie ganz anders die Propheten! Was die Berührung mit der Baalsreligion der Jahvereligion an neuen Erkenntnissen und neuen Gütern zugebracht hatte, dafür hatten sie ein volles Verständnis und dessen freuten sie sich von ganzem Herzen; ihre Polemik richtete sich lediglich gegen die Elemente der Baalsreligion, die eine Verfälschung der echten Jahvereligion bedeuteten.

Die verhängnisvollste Wirkung der von der Jahvereligion aufgesogenen Baalsreligion war die, daß sie der Jahvereligion das sittliche Mark aus den Knochen zu saugen drohte. Als Naturreligion kannte sie kaum eine Verehrung der Gottheit durch Übung von Recht und Gerechtigkeit, durch sittlichen Gehorsam und frommen Wandel, sondern im Grunde nur eine Verehrung durch reiche kultische Handlungen, durch Opfer und fröhliche Opferschmäuse, wie wir das früher schon geschildert haben. Diese Naturreligion hatte nun der Jahvereligion ihren Stempel allmählich so fest aufgedrückt, daß die Jahvereligion je länger je mehr im Kultus aufging und ihre sittlichen Aufgaben darüber völlig vergaß.

*) Der Prophet Nathan muß hier außer Ansatz bleiben, da die Erzählung, die es rechtfertigen würde, ihn mit den großen Propheten auf eine Stufe zu stellen (2. Sam. 12, 1 ff.), auf sehr junger Tradition beruht. In betreff der übrigen oben angeführten Propheten vergl. 1. Kg. 11, 29 ff., 21, 17 ff., 22, 8 ff.

*) Man sieht daraus, daß es verkehrt ist, in den Nasiräern etwa Temperenzler im heutigen Sinne des Wortes zu sehen.

Wo aber Ethik und Moral von ihrer religiösen Grundlage losgelöst werden, oder wo die Religion sich um sie nicht mehr kümmert, da gehen beide leicht in die Brüche, zumal in einer Zeit, wo das Sittliche ausschließlich als Domäne der Religion in Betracht kommt und man sich mit dem Problem einer religionslosen Moral noch nicht abgegeben hat. Versagt also eine Religion in dieser Beziehung, so ist es um Ethik und Moral und auch um das rechtliche Leben, so weit es von ethischen Gesichtspunkten beherrscht wird, nur allzuleicht geschehen. In Israel war das jedenfalls in weitgehendstem Maße der Fall. Gesteigerte kultische Frömmigkeit ging Hand in Hand mit einer geradezu phänomenalen Geringachtung von Moral und Recht. Es ist nicht nötig, dafür Belege aus den Prophetenschriften anzuführen. Wer sie suchen will, kann sie fast auf jedem Blatte dieser Schriften finden.

In der Mitte des 8. Jahrhunderts war die sittliche und moralische Gleichgültigkeit auf ihren Höhepunkt gestiegen. Es waren Zeiten äußeren Glanzes und üppigen Wohllebens. Im Nordreiche regierte Jerobeam II., im Südreiche der König Ussia. Die Regierung beider Könige schien von Jahve reich gesegnet zu sein. Kein Wunder, daß das Volk meinte, mit Jahve auf dem besten Fuße zu stehen und von ihm mit dem Auge besonderen Wohlgefallens angesehen zu werden. Wie sollte es denn auch nicht so sein? Hatte das Volk doch Jahve eifrig gedient und ihn mit dem Duft zahlreicher Hekatomben, mit dem Klange seiner Lieder und seinen fröhlichen Festwallfahrten erfreut. Daß man dabei die Armen nicht nur darben ließ, sondern auch noch übervorteilte, daß man die wirtschaftlichen Nöte der Schwachen ausnützte und sich an ihrer Habe auf billige Weise bereicherte, daß man mit Wucherzinsen den Ärmsten drückte, daß man, wenn es darauf ankam, im Prozeß gegen den Armen skrupellos Meineide schwur, falsche Zeugen bestellte und gefällige Richter mit Bestechungsgeldern spickte, daß man das unrecht erworbene Gut in wüsten Schlemmereien und tollen Orgien leichtsinnig durchbrachte, das alles war eine Sache für sich. Darum kümmerte sich der zu Baal gewordene Jahve offenbar nicht. Man hatte es ja schon lange so getrieben, und Jahve hatte trotzdem sein Volk so reich gesegnet.

Es war begreiflich, daß in einer Zeit, wo die sittliche Frivolität eine solche kaum noch zu überbietende Höhe erreicht hatte, die Jahvereligion, deren echte Traditionen ja keineswegs verloren gegangen waren, sich gleichsam auf sich selbst besann und nun mit einer geradezu elementaren Gewalt dagegen reagierte. Die Organe, die sie sich zu diesem Zwecke schuf, waren eben die Propheten. Man hat neuerdings oft gemeint, daß mit den Propheten etwas absolut Neues in die Religion des Volkes Israel eingetreten sei. Das ist aber nicht richtig. So viel Neues die Propheten auch gebracht haben mögen, es bleibt immer zu bedenken, daß die Jahvereligion eine solche Erscheinung wie den Prophetismus gar nicht aus sich hätte hervorbringen können, wenn das Neue und Hohe, das die Prophetie brachte, nicht bereits wenigstens keimhaft in ihr vom Anfange an vorhanden gewesen wäre.

Diese Propheten betonten nun in einer Weise, wie es nie zuvor geschehen war, den eminent ethischen Charakter der Jahvereligion. Gewiß war ja dieser ethische Charakter der Jahvereligion von Hause aus schon in hohem Grade eigen gewesen, aber jetzt, wo er infolge der Umarmung dieser Religion durch die Baalsreligion verloren zu gehen im Begriffe stand, wurde er im ausgesprochenen und bewußten Gegensatze gegen die unethische Baalsreligion in einer Weise geltend gemacht, die ihn viel schärfer hervortreten ließ, als wir es z. B. selbst für das mosaische Zeitalter annehmen dürfen. Und nicht nur, daß die Propheten ihr Volk an die ethischen Forderungen Jahves erinnerten, sie suchten in die Herzen ihrer Volksgenossen die prinzipielle Erkenntnis zu pflanzen, daß die ethischen Forderungen den eigentlichen und ausschließlichen Inhalt des Willens Jahves an sein Volk bildeten. Damit gingen sie aber über die Anschauungen des älteren Jahvetums in sehr bedeutsamer Weise hinaus. Die gesamte ältere Zeit hatte neben den ethischen Forderungen der Gottheit auch kultische Forderungen gekannt. Jahve richtig kultisch zu verehren däuchte ihr mindestens ebenso wichtig als seine moralischen Forderungen gehorsam zu befolgen. Es ist doch charakteristisch, daß die jahvistische Quellenschrift des Hexateuchs, die etwa den Höhepunkt der vorprophetischen Frömmigkeit (im 9. Jahrhundert) bezeichnet, als Sinai-Gesetzgebung, d. h. als Grundgesetz, auf das das religiöse Verhältnis Israels zu Jahve recht eigentlich basiert ist, eine rein kultische Gesetzgebung darbietet Ex. 34, 10 ff. Das zeigt sogar ziemlich deutlich, daß man in den Kreisen des verhältnismäßig reinen Jahvetums, in dem die Baalsreligion innerlich überwunden war, geneigt war, den kultischen Forderungen den Vorrang vor den moralischen und rechtlichen einzuräumen. Die Propheten waren in diesem Punkte aber ganz anderer Meinung. Seit sie erlebt hatten, daß mit dem größten kultischen Eifer die größte sittliche Verworfenheit Hand in Hand gehen könne, hatten sie die absolute Wertlosigkeit der bloß kultischen Frömmigkeit erkannt und konnten darum überhaupt nicht glauben, daß Jahve jemals seinem Volke die von diesem so eifrig befolgten kultischen Satzungen verordnet haben könne, um so weniger, als ja die Formen, in denen sich der offizielle Kultus an den großen Heiligtümern vollzog, tatsächlich meist der Baalsreligion abgeborgt waren und sich daher nicht auf alte Jahveverordnungen*) zurückführen ließen. Daß die Propheten in der prinzipiellen Verwerfung oder zum mindesten Geringachtung des Kultus weit über das Ziel hinausschossen, liegt auf der Hand, denn keine Religion kann, sofern sie Sache einer Gemeinschaft ist, des Kultus entraten, und jede religiöse Gemeinschaft, die sich in kultischer Feier zusammenfindet, muß deshalb das für sie gültige Kultusgesetz als mit göttlicher Autorität bekleidet ansehen. Die folgende Geschichte hat denn auch diese prophetische Einseitigkeit korrigiert, vergl. die deuteronomische Gesetzgebung im 5. Buche Moses. Aber diese Einseitigkeit war eben notwendig, um der neuen Erkenntnis, daß Jahve nicht durch Opfer und Feste, sondern durch reinen Wandel und sittliche Bewährung verehrt sein wolle, zum entschiedenen Durchbruch zu verhelfen. Es ist ja immer so gewesen und wird immer so sein, daß neue reformatorische oder schöpferische Ideen, die ein neues Zeitalter heraufführen, oft auch das an der alten Zeit verwerfen und verurteilen, was an sich, losgelöst von den Irrtümern, die sich damit verknüpft hatten, vielleicht wert gewesen wäre, in die neue Zeit hinübergerettet zu werden.

War nun aber nach der innersten Überzeugung der Propheten der Wille Jahves ausschließlich auf das religiös-sittliche Gebiet gerichtet, so mußte dieser Jahve jetzt ganz anders als früher als die Verkörperung des sittlichen Gedankens, als die verkörperte Gerechtigkeit oder als die verkörperte Heiligkeit im ethischen Sinne erfaßt werden. Von diesem Jahve fielen nunmehr alle die unethischen Züge**) ab, mit denen die Volksreligion ihn ausstaffiert hatte. Dieser Jahve ging mit seinem Volke nicht mehr durch dick und dünn, vertrat seine Ansprüche nicht mehr ohne weiteres gegenüber den anderen Völkern, wie man es von einem Volksgott erwartete, führte sein Volk nicht mehr an der Spitze seiner Heerscharen bedingungslos zu Sieg, Ruhm und Beute. Nur, wenn das Volk in jeder Beziehung seinen Willen erfüllte, durfte es sich seiner Hülfe in der Zeit der Not getrösten und auf seine gnädige Führung hoffen. Wenn aber nicht, so mußte

*) Soweit sich die alten Jahveverordnungen mit kultischen Materien befassen, protestieren sie öfter gegen den Prunk und Luxus der kanaanäischen Kultformen und dringen auf die alte Einfachheit, durch die sich der Kult der Väter auszeichnete, man lese nur das Altargesetz in Ex. 20, 24 ff. Übrigens ignorieren die Propheten diese aus dem Geiste des älteren Jahvismus geborenen Kultusordnungen völlig. Sie tun so, als ob Jahve nie dergleichen Dinge geboten hätte. Darin liegt eine eben so große Nichtachtung der Geschichte, wie in dem Satz des Amos (5, 25), wonach die Väter Jahve in der Wüste keine Opfer gebracht hätten. Vergl. dazu auch Jer. 7, 22 f.

**) Man vergl. z. B. Züge wie Exod. 3, 21 f.

es darauf gefaßt sein, daß sein eigener Gott sich erbarmungslos gegen es wendete, furchtbare Feinde über es heraufführte, die seiner politischen Selbständigkeit den Garaus machten und es selbst in die Verbannung, in ein fremdes Land führten. Die Schriften der Propheten sind voll von derartigen Drohungen.

Gerade in diesen Drohungen dokumentiert sich auf das Deutlichste die unaufhaltsam sich vollziehende Auflösung des nationalen Charakters Jahves. Man begreift das Widerstreben, mit dem das Volk, das von seinem Nationalgott nicht lassen konnte, diese Drohreden anhörte, und das Entsetzen, mit dem die volkstümlich naive Frömmigkeit sie unter Umständen als geradezu blasphemisch zurückwies. Daß ein Gott von sich aus sein Volk preisgeben könnte, war ja vom Standpunkt einer Nationalreligion aus ein unfaßbarer Gedanke. Lag es doch im Interesse des Nationalgottes selbst, sein Volk unter allen Umständen zu segnen und es vor allem in dem Besitze des Landes zu erhalten, auf dessen Boden er selbst seine kultische Verehrung genoß. Denn mit der Vernichtung der politischen Selbständigkeit seiner Verehrer, mit der Exilierung seines Volkes in ein fernes Land wäre es auch mit ihm selbst so gut wie aus gewesen. Mit dem Volke wanderte ja auch sein Gott ins Exil und auf fremdem Boden kann dieser Gott keinen Kult genießen, da der Kult eines National- oder Landesgottes nach antiker Vorstellung notwendig an das Land gebunden ist, das seinem Volke und ihm ursprünglich zu eigen gehört.*) Bleibt er aber in seinem alten Lande, so hat er es in der neuen Bevölkerung, die an Stelle seines exilierten Volkes getreten ist, mit Fremdlingen zu tun, die sich auf seinen Kult nicht verstehen und ihn daher leicht Mangel leiden lassen.**) So versteht man, wie das Volk vom Standpunkte der nationalen Religion aus die Drohpredigt der Propheten nicht zu fassen vermochte und sich mit Händen und Füßen dagegen wehrte. Wenn nun aber andererseits die Propheten aller Einwände ungeachtet im Namen Jahves seinem Volke Bestrafung, Züchtigung, Vernichtung und Exilierung androhen und gerade im Vollzuge eines solchen Gerichtes, das für einen Nationalgott den eigenen Untergang oder die Selbstaufgabe bedeutet hätte, den höchsten Erweis des wahren Wesens ihres Gottes sehen, so beweist das eben auf das deutlichste, daß für das Bewußtsein dieser Propheten die beengenden Schranken der Nationalreligion gefallen sind und daß sich ihr Jahve, an den sie glaubten, den sie innerlich erlebt hatten, über das Niveau eines Volksgottes hinaus zu einer freien sittlichen Persönlichkeit erhoben hatte, zu einem Gott, der unbestechlich nach ewig gültigen sittlichen Normen den Lauf der Geschichte lenkt.***)

Es versteht sich, daß erst wenn diese, von nationalen Schranken im Prinzip befreite, ächt sittliche Gottesauffassung sich mit jenen monotheistischen Ansätzen verband, von denen wir das vorige Mal gehandelt haben, ein Monotheismus im wahrsten Sinne des Wortes sich bilden konnte, ein Monotheismus, der nicht immer wieder in die Form der Nationalreligion zurückfiel, ein Monotheismus auch nicht etwa im Sinne einer abstrakten Lehre oder einer theologischen Spekulation, sondern ein aus der Berührung mit dem ewigen Gottesgeiste herausgeborener Monotheismus mit ächt religiös-sittlicher Kraft, mit pulsierendem Leben. Sofern diese höhere Gottesauffassung nun aber den Propheten verdankt wird, gebührt ihnen eigentlich der Ruhm, die wahren Schöpfer des religiös wertvollen monotheistischen Gedankens innerhalb der Religion Israels zu sein.

Nun darf man sich freilich nicht vorstellen, daß die Propheten alle in gleicher Weise und ein jeder von ihnen in jeder Lage seines Lebens den monotheistischen Gedanken gleich mit voller Klarheit und mit allen seinen Konsequenzen etwa in der abgeklärten Form eines dogmatischen Lehrsatzes vertreten und verkündet hätte. Auch die Propheten waren ja Söhne ihres Volkes und zum Teil glühende Patrioten. Kein Wunder, daß sie sich hin und wieder einmal noch von Vorstellungen der alten Nationalreligion beeinflußt zeigen, daß die Liebe zu ihrem Lande und zu ihrem Volke ab und zu einmal einen Einschlag volkstümlicher Gottesvorstellung in ihre sonst so viel höhere religiöse Vorstellungswelt hineinwebt. Es ist ein Leichtes, die mancherlei Unvollkommenheiten und Trübungen, die der monotheistische Gedanke sogar bei den größten Propheten hin und wieder noch aufweist, aufzuspüren, wie das z. B. neuerdings Friedrich Delitzsch in seinem zweiten Vortrage über Babel und Bibel in so ausgiebiger Weise getan hat; aber es wäre im höchsten Grade unbillig, von dem monotheistischen Gedanken, wie er sich in Israel aus der Nationalreligion allmählich herausgerungen hat, deshalb mit Delitzsch niedriger zu denken. Wer die israelitische Religionsgeschichte in ihrem Zusammenhang kennt und von der zähen Kraft der von ihren alten und zum Teil so ruhmreichen Traditionen lebenden Nationalreligion des israelischen Volkes einigermaßen einen Eindruck gewonnen hat, der muß vielmehr im höchsten Grade bewundern, wie der monotheistische Gedanke sich hier durch die gewaltigen nationalen Schranken allmählich siegreich hindurchgearbeitet und schließlich auf den Trümmern der nationalen Religion eine Religion des Geistes und der Menschheit begründet hat. Es ist ein für die Laiengelehrsamkeit charakteristischer Grundfehler, das Alte Testament immer nur nach Stellen zu durchblättern, in denen der monotheistische Gedanke in theoretischer Abklärung oder in theologisch vollkommener Ausprägung enthalten ist, und dann auf das Alte Testament zu schelten, wenn die Ausbeute nur gering scheint. Worauf hier alles ankommt, ist vielmehr, den religionsgeschichtlichen Prozeß zu verstehen, in dessen Verlauf sich der monotheistische Gedanke allmählich durchgesetzt hat. Denn es kann nicht oft genug wiederholt werden, nicht mit fertigen Priesterlehren, die unbesehen in die Dogmatik aufgenommen werden könnten, haben wir es hier zu tun, sondern mit einem mächtigen, lebensvollen Ringen von Geistern und von Gedanken, in dem der höchste und wahrste Gedanke durch das Gewicht der ihm innewohnenden unvergänglichen Wahrheit endlich den Siegespreis davonträgt.

Es wird nun die letzte Aufgabe dieser Artikelreihe sein, zu versuchen, die Hauptphasen der Entwicklung, die der monotheistische Gedanke vom achten Jahrhundert an bis in die letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt durchlaufen hat, kurz zu charakterisieren.

Jena. Prof. D. Baentsch.

*) Deshalb nimmt der syrische Feldhauptmann Naeman, der Jahve gern in seinem Vaterlande kultische Verehrung erweisen möchte, eine Tracht kanaanäischer Erde mit in seine Heimat, um auf ihr einen Jahvealtar zu errichten. Vergl. 2. Kge. 5, 17.

**) Vergl. dazu 2. Kge. 17, 25 ff.

***) In naiverer Form findet sich diese sittliche Auffassung Jahves schon bei dem Propheten Elias, der durch seine Reise an den Horeb dem Bewußtsein Ausdruck gibt, daß Jahve das durch den Baalsdienst verunreinigte Land preisgegeben und sich auf seinen alten Sitz zurückgezogen habe. Vergl. Nr. 51 des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift.

Neuere Versuche über das evangelisch-soziale Problem oder Christentum und Interessenkampf.

II.

Auf ganz anderem Wege kommt Rudolf Schubring ebenfalls dazu, die Führung des Konkurrenzkampfes zur christlichen Pflicht zu erklären. Schubring, der einen kurzen Überblick über die Problemgeschichte gibt, stellt sich praktisch durchaus auf den realistischen Standpunkt Naumanns und sucht die Empfindung, die auch Naumann selbst hat, zu überwinden, als ob man sich bei solcher Stellungnahme nicht mehr in Übereinstimmung mit dem Christentum befinde. Er meint, der Egoismus diktiere etwa folgende Regel für den Kampf ums Dasein: „Im Konkurrenzkampfe des Einzelnen und der Völker muß der Stärkere seine Macht gebrauchen,

aber er darf seine Übermacht nicht soweit geltend machen, daß er den Gegner zertritt, oder daß er eine weitere Interessengemeinschaft vernachlässigt, um einer engeren zu nützen"; und Schubring fährt fort: „Ungefähr dieselbe Regel können wir auch aus dem Prinzip der Sittlichkeit ableiten". Seiner Auffassung liegt das religiöse Urteil zu grunde, daß wir alles im Leben als Geschenk des Vatergottes zu würdigen haben, also auch den Konkurrenzkampf gegen Mitmenschen nicht anders als den von der Natur uns aufgezwungenen Kampf ums Dasein. Und nun macht er Ernst mit einem in der theologischen Ethik bisher zu wenig beachteten Gesichtspunkte, daß nämlich Kampf ein Erziehungsmittel sein kann: man braucht im Konkurrenzkampfe im letzten Grunde keine Lieblosigkeit zu sehen, sondern vielmehr „das beste Mittel, gerade dem Bekämpften zu dienen, denn durch den Kampf wecken wir die Kräfte, die in ihm schlummern. . ." Wir schädigen ihn zwar in pekuniärer Beziehung, aber wir fördern sein Streben. Das außerhalb unseres Berufes liegende Tun fordert im allgemeinen die Betätigung der Liebe in der Form der Freundlichkeit, Barmherzigkeit usw. (Ausnahmen z. B. Erziehungsstrafen), für die Berufstätigkeit ist das Kämpfen mit Machtmitteln als eine Betätigungsweise der Liebe zu würdigen. „Das Gnadenbrot eines kampffreien Daseins" ist kein Ideal. Wie Naumann durch seine angeblichen Spekulationen über die metaphysischen Geheimnisse der Macht (Kaftan) dazu gekommen ist, den Kampf als bleibende Notwendigkeit zu betrachten, so postuliert Schubring die Dauer des Konkurrenzkampfes aus ethischen Gründen. Natürlich muß er innerhalb gewisser Schranken bleiben: „Betrachtet der Christ den Macht- und Konkurrenzkampf als Geschenk Gottes, so bemüht er sich auch, ihn wirklich sittlich wertvoll zu gestalten, indem er die notwendigen Schranken inne hält." Dasselbe tut der kluge Egoist, aber wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe. Das Wesen der christlichen Sittlichkeit liegt nicht in ihrem Inhalt, sondern in ihrer inneren Motivierung. Übrigens finden sich Ansätze zu Schubrings Auffassung des Konkurrenzkampfes auch schon bei Bußmann und vor allem bei Peabody.

Nach diesem Überblick über die literarische Lage wollen wir Richtlinien für die Beurteilung der vorgetragenen Meinungen zu finden suchen. Wir gehen dabei am besten von Naumann aus und beschränken uns zunächst auf das Verhältnis des Christentums zum Kampf in der Form der Politik. Da hat Naumann entschieden recht, wenn er fordert: In der politischen Diskussion dürfen religiös-sittliche Gesichtspunkte nicht als Motive politischer Entschließungen hingestellt werden; Naumann will das Christentum nicht als maßgebenden Faktor mitten ins politische Leben hineingestellt wissen. Kaftans neuerlichen Einwendungen gegenüber muß man sagen: Gerade die von Kaftan betonte antiultramontane Tendenz drängt auf diese Naumannsche Forderung hin; wer nämlich irgend konfessionell-christliche Politik treibt, bejaht und bekräftigt die Idee des Zentrums; denn diese ist eben konfessionell-christliche Politik. Will man dem Zentrum radikal zu Leibe gehen, so muß es zum Gemeingut unseres Volkes gemacht werden, daß die Politik ihre eigene Provinz im Kulturleben hat, daß sie Förderung wirtschaftlicher Ziele im Auge hat und mit Religion und Ethik nicht direkt verquickt werden darf. Muß man aber daraus schließen, daß der Politiker nicht aus christlichen Motiven heraus handeln dürfe? Keineswegs! werden wir sagen. Aber im Grunde ist diese Fragestellung verfehlt; es scheint, als ob er oft nicht so handeln kann. Und eben deshalb hat Naumann das ganze Gebiet des politischen Handels und andere große Lebensgebiete aus dem Geltungsbereich des Christentumes ausgeschlossen; er meint, hier gälten nur die Regeln der „natürlichen Sittlichkeit", zu denen auf anderen Gebieten die der christlichen Sittlichkeit wie Zusätze hinzukämen. Hiergegen hat sich mit Recht Kaftan gewendet. Bei einem so durchaus historisch denkenden Manne wie Naumann, der z. B. ein „natürliches Recht" nicht anerkennt, sondern es aufs historische Recht zurückführt, ist die Vorstellung einer natürlichen Sittlichkeit überhaupt eine Inkonsequenz. Wie schwierig die Sache aber für die evangelische Ethik liegt, sieht man daran, daß Kaftan, der den Fehler bei Naumann klar erkennt, in seiner positiven Ausführung nicht wesentlich anders steht. Die idealen Faktoren sollen nach ihm neben den wirtschaftlichen zur Geltung kommen, nicht in ihnen; ohne einen solchen — Zusatz ist ihm der Klassenkampf etwas „Unsauberes". Es ist aber mit der christlichen Politik ganz ähnlich wie mit der christlichen Kunst. Ein christlicher Künstler braucht in seinen Werken durchaus nicht von evangelischen Geschichten und christlichen Symbolen zu reden, aber wenn seine Seele bei dem Werke beteiligt ist, so ist eben auch sein Christentum irgendwie mit dem Werke verbunden; das braucht deshalb noch lange nicht jeder Beschauer zu empfinden.

Das Problem wird um so einfacher, je mehr man das Christentum religiös, je weniger man es moralistisch faßt. Religion ist Kraft, der religiöse Zusammenschluß mit Jesus, mit Gott gibt sowohl Kraft zu leiden, was wir leiden müssen, wie auch zu leisten, was wir leisten müssen. Nur eine so verstandene Religion hat das Recht, „ungeheure Herrschaftsansprüche" über alle Lebensäußerungen zu beanspruchen (vergl. Rade, Religion im modernen Geistesleben). Diese religiöse Auffassung des Christentums streitet bei Naumann mit der moralistischen, der Nachfolge Jesu; reiner tritt sie uns bei Kutter, Schubring und am klarsten bei Herrmann entgegen.

Ist Religion Kraft, so muß sie angesichts aller sittlichen Probleme sowohl reizen, wie auch befähigen, das Problem äußerlich oder innerlich zu überwinden. Für äußerliche Überwindung tritt Kutter ein; um des Christentums willen verlangt er eine sozialpolitische Umwälzung. Bußmann freilich sagt: „Wenn man meint, daß unsere modernen Erwerbsverhältnisse womöglich auf politischem Wege geändert werden müßten, damit man ein Christ sein könne, so ist das verkehrt." Aber in dieser passiven Formulierung hat die Sache ein falsches Gesicht bekommen. Es handelt sich nicht darum, daß irgendwie die Sache in Ordnung gebracht werden soll, damit die Christen es sich auf dem ihnen „auf politischem Wege zurecht gemachten Lager bequem machen können; die Frage ist, ob wir als Christen zur Änderung der Verhältnisse auf politischen, gewerkschaftlichen und anderen Wegen verpflichtet sind. Bußmann beruft sich für seine Ablehnung auf die Stellung des Paulus zur Sklaverei; aber erstens fragt sich, ob Paulus die Unverträglichkeit des Christenstandes und des Sklavenstandes wirklich empfunden hat, und zweitens, ob damals ein Untertan im römischen Reich eine Änderung hätte herbeiführen können, vom eschatologischen Moment ganz abgesehen. Übrigens ist Bußmann zum Schluß gar nicht mehr so antisozial, wie er sich vorher gestellt hat. Doch wir haben andere Einwendungen gegen Kutter zu machen. Nicht die materiell bessere Lage, sondern das Vorwärtsstreben — auch auf materiellem Gebiete — ist ethisch wertvoll; aber das sozialdemokratische Ideal Kutters weiß nichts mehr vom Fortschritt, sondern nur vom Besitz. Wir haben für die Möglichkeit des Vorwärtsstrebens, nicht für das Besitzen zu sorgen. Zu diesem ethischen Grunde kommt die wissenschaftlich-wirtschaftliche Überzeugung, daß die konkurrenzlose Gesellschaft sich abwärts bewegen würde. Es gibt viele Ideale, deren Schattenseiten man nicht ahnt, weil die Erfahrung noch fehlt; und es ist deshalb ihnen gegenüber eine gewisse Reserve auch aus sittlichen Gründen geboten.

Ist gegenüber dem Problem, das der Konkurrenzkampf uns bietet, die radikale äußerliche Überwindung weniger aus äußeren Gründen unmöglich, als aus ethischen und anderen Gründen gefährlich, so bleibt nur die zweite Möglichkeit: Das Problem muß innerlich überwunden werden, theoretisch. Das tut Herrmann, aber doch nur bis zu einem gewissen Grade. An der entscheidenden Stelle sagt er: „Wenn nicht in einer bestimmten Situation uns die Liebe das Opfer dieser Dinge (Recht und Macht) abverlangt, ist der Kampf um die Bedingungen unserer irdischen Existenz unsere sitt-

liche Pflicht." Aber gerade an diesem „Wenn" hängt das ganze Problem. Wir sehen heute, daß es nicht nur eine Ausnahme, sondern durchgehende Regel ist: Des einen Brot, ist des andern Tod oder doch wenigstens sein Schaden; der Feinfühlige sieht sich eben bei jeder Einzelheit im Kampf ums Dasein vor die Frage gestellt, ob nicht die Liebe das Opfer seines Zieles oder gar seines Besitzes fordere. Dann sind wir also noch gerade so fern von der Lösung des Problems wie zuvor. In dieser Lage hilft uns Schubrings Darlegung, die in dem Satze gipfelt: Der Konkurrenzkampf kann als Betätigungsform der christlichen Liebe aufgefaßt werden. Will man nicht in den Bahnen Kutters wandeln, so muß die christliche Ethik eine solche positive Würdigung des Konkurrenzkampfes entwickeln, sei es nun mit den Gedankengängen Schubrings oder auf anderem Wege. Denn das Problem muß wenigstens insoweit überwunden werden, daß es seinen quälenden, drückenden, dem Christentum schädigenden (vergl. z. B. Maurenbrecher) Charakter verliert. Man darf auch nicht die Lösung dieser Konflikte ganz und gar dem Einzelnen und seinem Gewissen überlassen, wie es Bußmann (siehe oben) unter Berufung auf Herrmanns Ethik tut. Hier liegen Massenfragen vor, die vielen Christen zwar in verschiedener Form, aber doch prinzipiell gleicher Weise Not machen; sie sollen nicht sagen müssen: Wir waren wie die irrenden Schafe ohne Hirten. Eine derartige Ethik braucht noch lange nicht ihren evangelischen Charakter als beschreibende Ethik zu gunsten einer vorschreibenden zu leugnen; man soll auch evangelische Prinzipien wie das der eigenen sittlichen Urteilsbildung nicht durch Übertreibung in Mißkredit bringen. Wie es für die dogmatisch Geängstigten eine Apologetik gibt, so muß es jetzt etwas ähnliches auf dem Gebiete der Ethik geben.

Aber „es wird doch, Gott Lob, noch auch ein Unausgleichbares in dem Problem darin bleiben", sagt im Anschluß an Schubrings Aufsatz Rade, der Mann, dem viele von uns das Bewußtsein verdanken: Hier ist ein Problem und das Problem muß gelöst werden! Das Wort begreift sich nur aus der zur Zeit üblichen Betonung der Paradoxien des Christentums. Es ist hier nicht der Ort nachzuweisen, auf welche Gebiete diese zu beschränken sind und daß ihre Hervorkehrung in der christlichen Verkündigung im allgemeinen nicht der Art Jesu entspricht. Was daran richtig ist, hat auch Herrmann im Eingang seiner Schrift, wo er von Jesus als der „Ursache einer steten Unruhe" spricht; und doch zeigen seine Ausführungen, daß es geradezu zum Wesen der Religion gehört, daß der Mensch die Einheit zwischen seiner religiös-sittlichen Überzeugung und seiner gesamten Lebensführung erstrebt. Wir dürfen nicht zugeben, daß Christen sich ratlos vor die Frage gestellt sehen, ob sie den ihnen materiell und ethisch als nötig erscheinenden Konkurrenzkampf führen und dabei Christen bleiben können. Darum müssen wir Unausgeglichenes bearbeiten, bis es klar ist, aber nicht uns nach Unausgleichbarem sehnen.

Solche Arbeit bleibt in der Tat noch zu tun. Vor allem ist noch keine klare, allgemein verständliche Antwort gegeben auf die Frage: Wie verträgt sich das Christentum mit dem Begehrlichkeitsmoment, das im Vorwärtsstreben liegt? Ist es nicht Materialismus? Und auch betreffs der zweiten Frage, der Frage über Christentum und Kampf als Mittel der Emporentwicklung ist Schubrings Aufsatz noch nicht das letzte Wort. Seine Theorie ist teilweise eine ethische Fomulierung der Manchester-Lehre; der Satz, „wir wollen uns hüten, eine Abschwächung der Konkurrenzkämpfe herbeizusehnen", könnte als ein Todesurteil über alle evangelisch-sozialen Bestrebungen mißbraucht werden. Lassalle hat einmal gesagt: „Die freie Konkurrenz wäre ein vollkommen sittliches Prinzip, wenn alle Menschen gleich stark und gleich gescheit wären". Mit diesem Einwande hat sich Schubring nicht auseinandergesetzt; es läßt sich ihm natürlich zum großen Teil beikommen durch den Gedanken der Organisation, der sich ohne weiteres in Schubrings Theorie einfügen läßt; ferner könnten die bei Schubring rein individuell gefaßten Bemerkungen über die durch Egoismus und Ethik in gleicher Weise gebotenen Schranken des Konkurrenzkampfes, sozial gewendet sehr wohl eine theoretische Rechtfertigung einer evangelisch-sozialen Arbeit bieten, die nicht Aufhebung, wohl aber weitere Legalisierung und Ethisierung der Konkurrenz- und Klassenkämpfe, wie auch der internationalen Kämpfe erstrebt.

Alsleben, Saale. Wilhelm Schubring.

Moderner Protestantismus in Frankreich.

II.

Zur Kirchenpolitik. Die Geschichte des kirchlichen Liberalismus ist nicht einfacher und nicht leichter zu erzählen, als die der modernen Theologie. Der französische Protestantismus vermag nie sehr strenge Einheit zu begründen und die religiösen oder theologischen Richtungen haben oft keine einheitliche Partei gründen können. Der Franzose ist von Natur zuchtlos und jeder Protestant hat eine tief individualistische Gesinnung; das heißt, französische Protestanten lassen sich nicht gern in genauen Rahmen einschließen.

Übrigens war der religiöse Zustand Frankreichs am Anfang des 19. Jahrhunderts ein außerordentlich verworrener. Als 1815 Friede und ziemlich enge Freiheit der Gemeinde gegeben wurden, waren die Einflüsse von Rousseau auf religiösem und Socin auf theologischem Boden in voller Wirkung. Von Theologie war übrigens kaum die Rede, die Predigten unserer Pfarrer waren voll eitler Sentimentalität, und mit rhetorischen Beschreibungen des Frühlings oder Sonnenaufgangs sollten die „zarten Seelen" der Zuhörer erbaut werden.

Plötzlich brach die Erweckung herein. Über der Kirche Frankreichs wiederholte sie das apokalyptische Gericht: O, daß du warm oder kalt wärest! Aber weil du lau bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde. Mit einer streng Paulinischen oder besser Calvinschen Dogmatik verband sie einen brennenden Eifer und eine mystische Frömmigkeit, welche dem französischen Bürgerstand — dem sonst in der Kirche unbestrittene Herrschaft gehörte — als eine neue Art Wahnsinns erschien. Jedermann vereinigte sich gegen „die Sekte"; die „Methodisten" wurden überall aus der Großkirche hinausgeworfen und gründeten alsbald „Versammlungen", welche schnell zu einer „freien Kirche" wurden. Nur einige edle Geister, wie Samuel Vincent, verstanden, was Erweckung dem französischen Protestantismus bringen konnte; vergebens versuchte er seine Zeitgenossen an diese naheliegende Zeit zu erinnern, in der „Religion außer dem Leben war"; nur einen Vorwurf hatte der Protestantismus der Erweckung zu machen: eben daß sie ihn erwecken und nicht ruhig schlafen lassen wollte. In diesem gemeinsamen Hasse der störenden englischen Bewegung waren alle einig; man wollte lieber vom „Vicaire Savoyard" als von Christus und Paulus hören und vor allem eine „vernünftige" Religion besitzen.

In diesem heiligen Bunde zur Fortdauer des religiösen Schlummers waren keine Orthodoxen noch Liberalen mehr: nur „Wider-Erwecker". Übrigens waren die Parteien noch nicht streng verschieden; nur hatten etliche Pfarrer, wie Fontonès-Nimes und Coquerel-Paris gegen das kirchliche Bekenntnis protestiert. Auf theologischem Boden waren alle ziemlich einig: die Bibel ist von Gott inspiriert, aber nicht buchstäblich, Jesus hat Wunder hervorgebracht, aber man soll sie womöglich natürlich erklären; er ist übernatürlich geboren und leiblich erweckt worden, aber kein konsubstantialer Gott; so sprach die laue Theologie der Zeit. In den vierziger Jahren waren die Verhältnisse ungefähr folgende: Die Vertreter der Erweckung predigten Prädestination und absolute Gottheit Christi, die Prediger der Staatskirche bekämpften diese zwei Dogmen, und so heftig war der Kampf, daß in Genf z. B. die „Pfarrerversammlung" (Compagnie des Pasteurs) den Predigern verboten hatte, über Christi

Gottheit weder mit Ja noch mit Nein auf der Kanzel sich auszusprechen.

Dieser trockene Boden konnte einer echt liberalen, d. h. einer wissenschaftlichen und zugleich religiösen Bewegung keinen Platz anbieten. Aus der „Freien Kirche" sollte mit Scherer und seinen Freunden eine neue freisinnige Bewegung ausfließen. Als die neuere Theologie der Straßburger Schule auf kirchlichem Boden auftrat, wurde sie von niemandem sehr freundlich aufgenommen, weil sie den tiefen Einfluß der Erweckung ihren jungen Vertretern eingeprägt und ihnen also eine lebendige Frömmigkeit geschenkt hatte, und weil sie eine, selbst den kirchlich-liberalen unerhörte dogmatische Unabhängigkeit zu begründen pflegte. Also wurden zuerst die jungen modernen Theologen bei Seite gelassen und mit etwas verdächtigen Augen angesehen. Ihnen galt das Leben und Wirken als das einzig Notwendige und die Person Jesu als das ganze Evangelium; ihren Vorgängern aber schien alles dies zu mystisch, nebelig und ungenau zu sein, während jenen das religiöse Denken dieser geehrten Ahnherren schrecklich trocken, oberflächlich und lebenslos erschien. Nur allmähliche gegenseitige Beeinflussung und gemeinsames Geplagtwerden sollten Jung- und Altliberale einander näher bringen und jeden Zwiespalt überwinden. Der rechtgläubigen Partei mit ihrer Unduldsamkeit gelang es, der liberalen Richtung eine Einheit zu schaffen, welche sie unter anderen Umständen lange noch hätte entbehren müssen.

Unterdessen hatte der nachherige Napoleon III., noch als Präsident der Republik wirkend, den gesetzlichen Zustand des französischen Protestantismus durch das Decret-loi von 1832 tief verändert. Nicht nur einige schwer besteuerte, sondern jeder Bürger sollte jetzt in kirchlichen Sachen stimmen und jede Gemeinde sollte ihren Kirchenrat besitzen, der den Pfarrer wählen sollte; so schien eine jede Gemeinde frei zu sein, den gewünschten Pfarrer zu bekommen. Aber dem Konsistorium gehörte immer das Recht der Zustimmung oder Mißbilligung, und am Anfang der sechsziger Jahre wurde die schon lang angefangene systematische Ausschließung liberaler Geistlichen noch strenger als wie zuvor. Endlich kam es zu folgendem: das Pariser Konsistorium, das seitdem immer so eine ausschließliche Richtung inne gehalten hat, wollte einen der angesehensten liberalen Theologen, Athanose Coquerel fils, als Vikar des berühmten Predigers Martin-Paschoud, nicht mehr bestätigen. Etwas Schlimmeres konnte kaum vorkommen.

Dieser fortdauernden Unduldsamkeit ungeachtet blieben doch Orthodoxe und Liberale noch miteinander. Gemeinsame Vereinigungen fanden jedes Jahr statt, bei welchen Vorträge vorgelesen wurden, in denen oft die wichtigsten theologischen Probleme behandelt waren. Im Jahre 1866 aber wurde von der rechtgläubigen Mehrheit entschieden, daß die Conférence nur denjenigen Theologen geöffnet werden sollte, die das apostolische Bekenntnis oder eine ähnliche dogmatische Formel unterzeichnen würden. Natürlich wurden die liberalen Geistlichen gezwungen, aus der Vereinigung auszutreten, und von da an sollten bis jetzt nicht mehr eine, sondern zwei Conferenzen jedes Jahr tagen.

Castres (Frankreich). Lic. A. R. Bertrand.

Theosophie.

Zu unserem Artikel „Buddhistische Bestrebungen in Deutschland" (1904 Nr. 46) erhalten wir von theosophischer Seite folgende Zuschrift, der wir die kurze Entgegnung unseres Mitarbeiters gleich anfügen.

Theosophie (1. Kor. 2, 7) oder Gottesweisheit ist nicht eine besondere Lehre, die gelernt werden könnte, sondern die Erkenntnis-Kraft der Einheit des göttlichen Wesens in der Vielheit der weltlichen Erscheinungen. Theosophie ist wie Gott, die Wahrheit selbst, überall und unbeschränkt und deshalb nicht in ein beschränktes Lehrsystem zu fassen, obschon sie eben die Wahrheit ist, die allen (wissenschaftlichen, philosophischen und religiösen) Systemen, Personen und Dingen zu Grunde liegt. (Kolosser 2, 8—9 und Evang. Joh. 1, 3.)

Eine theosophische Organisation hat daher auch keinerlei Dogma zu vertreten und macht auch keinem Glauben und keinem Nichtglauben irgend welche Opposition. Was vorgetragen wird, sind nicht die Lehren der Organisation, die keinerlei Glaubensbekenntnis besitzt, sondern lediglich die Meinungen der betreffenden Vortragenden. Theosophisch ist ein Vortrag zu nennen, insoweit er die eine und einende Wahrheit im Gegensatz zu den vielen und trennenden Irrtümern nachweist. Es gibt nur eine Wahrheit (Gott).

Es gibt viele Farben (Anschauungen und Bekenntnisse), aber alle sind sie Licht, und ohne Licht (Wahrheit) kann nichts bestehen. Licht ist das Wesen aller Farben und die Farben nur der Schein, die Erscheinungsformen des Lichtes (Wahrheit).

Dem theosophisch Strebenden kommt es darauf an, das Licht (Wahrheit) in jeder Farbe (Anschauung) zu finden, anstatt geblendet von einer Farbe im farblosen, d. h. alle Farben in sich vereinigenden, weißen Lichte (Theosophia) die Komplementärfarbe zu sehen. Ebenso wie wenn man lange Zeit auf grün geblickt hat, eine weiße Fläche rot erscheint, so kann einem „Christen" ein theosophischer, nichts ausschließender, nicht verwerfender, sondern einender Vortrag „buddhistisch" oder sonst wie nichtchristlich erscheinen, weil er eben das ihm Fehlende, ihm noch Unverständliche darin in der Tat auch findet.

Ebenso nun wie der Begriff „Licht" nicht dem Begriffe „Farben" widerspricht, so widerspricht „Wahrheit" nicht dem Begriff „Bekenntnissen" oder „Religionen" (besser Religionssystemen). Deshalb: wer die Wahrheit in seinem Bekenntnisse erkennt und zu verwirklichen sucht, muß sich der Theosophia nähern; manche (z. B. hiesige) Mitglieder theosophischer Organisationen waren bezw. sind noch jetzt fast regelmäßige und freudige Besucher der Kirchen und aufmerksame Zuhörer der Predigten. Was wahrem Lichte, wahrem Christentum usw. widerspricht, kann nicht Theosophie sein, weil die eine Wahrheit in allen Religionen eben Theosophie ist.

Ferner: die gedankliche Aufmerksamkeit macht alles wachsen, auf das sie sich richtet, sowohl die einende Liebe und Wahrheitserkenntnis, als auch die Trennung durch Haß und Nichtverständnis.

Dieses sind die Gründe, weshalb ein theosophisch Arbeitender stets auf die eine, allgemeine, allen gemeinsame Wahrheit und Güte hinweist. Je mehr Wahrheit und Güte in einer Lehre, Person oder Organisation aufwachsen, um so mehr fallen in ihr dann „von selbst" mit göttlich-naturgesetzlicher Notwendigkeit die vielen Täuschungen und Ungütigkeiten fort. In dieser Tatsache liegt auch die religiös-wissenschaftliche Begründung des vernünftigen, gütigen und schönen Gebotes Christi der passiven und aktiven „Feindes-Liebe", der Alles-Liebe, wenn recht verstanden! (Matth. 5, 44—48.)

Diese Brüderlichkeit in Erkenntnis (Gottes) und aktive Förderung des Guten und passives Unbeachtetlassen des Nichtguten, also einende Passitivität ohne trennende Negativität (Diabolus) ist der eine und für die Mitglieder einzig bindende Zweck der theosophischen Organisationen. Die Nebenzwecke (Studium aller Lehren und Erkenntnisverbreitung, sowie Seelenkraft-Entwicklung und gemeinnützliche Ausübung) sind nur Mittel dazu. — Sollten wir dem nicht beistimmen können?

Mit Schwärmerei kann Theosophie nach Vorstehendem nichts zu tun haben, vielmehr ist durchaus greifbare Klarheit, ja geradezu Selbstverständlichkeit durch schärfste Einsicht erforderlich. Auch kann wirkliche Theosophie niemals Sektiererei hervorbringen, ebenso wenig wie wahres Christentum solches tut. Sicher aber gibt es auch unter den Mitgliedern der theosophischen Organisationen schwärmerische Köpfe und sektiererische Einflüsse wie überall und wie — darin gehen wir doch sicher überein! — auch in den protestantischen Ge-

meinden. Leider! Denn wer ist in Wahrheit ein Theosoph oder ein vollendeter Christ (Christus)?

Negativ und passiv wird theosophisches Streben nur dem Nichtguten gegenüber sein, positiv und aktiv aber in Bezug auf das wahrhaft Gute (Gott).

Unter „Dämonen" sind die seelischen Triebe und Gedankenbilder zu verstehen; diese sowie gewisse Entwicklungsstufen werden mit den astrologischen Zeichen versinnbildlicht, ebenso gewisse Zeiten in der Entwicklung der Menschheit. Vergl. Rudolf Mewes (Freidenker?), Kriegs- und Geistesperioden, als ein wohl nicht in theosophischen Büchereien enthaltenes Schriftchen. „Astrologie" ist die Kenntnis der in ihren Anfängen allgemein bekannten Wirkung des Ma- auf den Mikrokosmos, der „Naturstimmungen" auf den Menschen.

Solchen unsinnigen Aberglauben, wie man ihn gewöhnlich unter diesen Sachen versteht, wird doch Herr Volker bei reiflicher Überlegung wohl kaum den Rednern auf dem Theosophischen Kongresse zutrauen können. Ebenso würde ich es nicht Aberglauben, sondern nur Symbolik nennen können, hebräische Namen als Zahldarstellungen zu betrachten, wenn die letzteren einen Sinn ergeben bezw. haben sollten. Doch das sind alles Nebendinge, die keineswegs von allen Mitgliedern der theosophischen Organisationen zu glauben oder auch nur zu kennen sind oder geglaubt werden. Das einzig Wesentliche ist das Prinzip des Hauptzweckes. Dabei wird keineswegs über das buddhistische: „Gutes tun und Böses lassen, ist die Religion aller Buddhas!" die christliche Erlösung durch die göttliche (von Gott herrührende) Kraft des Guten (Joh. 17, 3 und 2. Kor. 13, 5) beiseite geschoben und wenn — wie dieses ja auch Herr Volker anstrebt — die christliche Religionsauffassung eine Vertiefung und Bereicherung erhalten hat und erhalten soll: Wohl ihr und uns!

Gustav Wöbcken.

Ich bin erstaunt, daß von Herrn Wöbcken nichts Wesentliches widerlegt oder auch nur berichtigt wird! Daß vieles, was von den Theosophen in Dresden vorgetragen wurde, uns Uneingeweihten als Gallimathias erscheinen mußte, darüber zu streiten hat wohl keinen Zweck. M. E. dreht sich die Frage zuletzt darum: Bietet uns die abendländische Geistesentwicklung in Philosophie, Theologie und Kirche einen Anknüpfungspunkt, von dem aus wir weiterarbeiten können, oder sind wir genötigt, wie es anscheinend die sog. „Theosophen" tun, uns auf „die allen wissenschaftlichen, philosophischen und religiösen Systemen, Personen und Dingen zu grunde liegende Wahrheit" zu stützen? In Dresden wurden immer wieder (wenn wir nicht irren auch von Herrn Wöbcken selbst) Dikta der Frau H. P. Blavatsky wie unfehlbare Orakel verkündet. Von einer Seite, die ich für kompetent und streng objektiv halten muß, höre ich, daß dieser Dame und deren voluminöser „Geheimlehre" offenkundige Unmöglichkeiten zur Last fallen sollen, denen auch ein Dr. Franz Hartmann sich beugt. Als offenkundige Unmöglichkeit müssen wir es wenigstens ansehen, wenn Frau Blavatsky (so wird uns gesagt) in ihrer Korrespondenz mit einem Brahminen auch Briefe aufführt, die ihr auf offener See durch Herabfallen an Bord zugekommen seien. Es mag dies mit den Gesetzen der okkulten Wissenschaften übereinstimmen, mit unsern Vernunftbegriffen niemals!

Volker.

Des Pastors Rieke.

III.

4. Das Drama.

Der Landrat hat sein Schachbrett aufgestellt. Die Puppen stehen in Reih und Glied. Der König im Heidedorf soll matt gesetzt werden, koste es, was es wolle. An Rat fehlt es nicht. Ein eitles, schlaues Weib flüstert ihm etwas ins Ohr: warte, den ersten Zug tue ich, Dagmar von Heltzen.

Der Pastor hat mit seiner Guttemplerloge einen Ausflug beschlossen, nach dem Wildpark, wo ihm aus persönlicher Freundschaft der Wirt das Lokal zur Verfügung stellte, das vornehmste Restaurant in der Gegend. Eben dahin aber will Dagmar am selben Tage ihre Freunde dirigieren per Wagenfahrt. Sie ladet Hans dazu und stellt ihn vor die Wahl: Guttempler oder Offiziersgesellschaft. Für den Pastor gibt es keine Wahl in diesem Fall; er gehört seinen Freunden, den Hülfsbedürftigen, um derentwillen er Guttempler wurde. Des Weibes erster Zug ist also verfehlt, aber verwirrt ist sie deshalb nicht. Sie hat sofort Reserven vorzuschicken: Svend ist angekommen.

Svend, der junge Mediziner, ein Student, wie er im Buche steht, kommt eben nach seinem ersten Semester aus München zu Besuch. Der soll im Pastor den Studenten wieder auferwecken, denn Hans war ein wirklicher Student, der Bescheid wußte und Bescheid tun konnte. Diese beiden Brüder sind Herzensfreunde mit unbedingtem Vertrauen und absoluter Offenheit. Der Ältere versteht den Jüngeren und läßt ihm volle Freiheit zum Austoben. Der Student sucht in der Seele des Pastors; was er nicht begreift, achtet er; sein Vertrauen ist unerschütterlich, er steht fest zum Bruder, der ihm sein Lebtag Freundschaft erwiesen hat. So bleibt denn der Pastor Guttempler um der Bedürftigen willen, der Student bleibt Student.

Dagmar hat sich ein zweites Mal verzählt. Das wurmt. Und sie will siegen um jeden Preis, sie müßte nicht Weib sein und Dagmar von Heltzen heißen. Gut denn, sie stellt den Wirt im Wildpark vor die Alternative: Guttempler oder eine lustige Gesellschaft? — Der Erfolg war sicher, denn Geld gilt mehr als das Wort. Hans wird etwas bitter nach dieser Kunde und still, da ihm die Schwester kühl ihren Sieg vermeldet. Nur gut, daß der Bruder nicht Zeit hat, in dieser Stunde weiter über die Schwester nachzudenken. Der zweite Akt folgt sogleich.

Dagmars Amant tritt in die Arena, als Ritter für die Ehre des Hauses Dahl. Schlaikjer findet das komisch. Du auch? — Lächelnd tritt der verschlagene Malming vor den jungen Pastor: „. . . Der Landrat wandte sich an mich — ich hätte selbstverständlich nie die Initiative ergriffen — —" Und nun ein wohlwollender Versuch zur Bekehrung: Der Pastor betrachtet die Sache einseitig, von sich aus; seine Tätigkeit hat ungewollte Konsequenzen. Der politische Krieg ist zwar unabwendbar, aber muß doch nicht beschleunigt werden. Zeit ist Geld; und Geschäftsleute können über das Geld nicht ganz so erhaben denken wie der Pastor — —; und wenn auch, jedenfalls „der Landrat und mit ihm die ganze Gegend wünscht, daß die geistliche Tätigkeit sich in den Grenzen halte, die hier Tradition sind". — Ich breche hier ab. Die Komposition dieser Scene ist unmöglich in der Erzählung wiederzugeben. Nimm den Text und lies; geh' ins Theater und schau hin: eine solche unverschämte Sprache war unserem Freunde nie widerfahren als durch diesen frechen Patron. Niemals hat einer so frivol die Barmherzigkeit eines Mannes angetastet, als dieser in all seiner Raffiniertheit protzig-dumme Parvenü, der Deputierte des Landrates. Ihm gegenüber darf der Pastor offenbaren, daß er ein Mann ist, der in seinem Evangelium Kraft geschöpft hat: „— Mein Amt und mein Glück ruht im Herzen der kleinen Leute. Und dort ruht es sicher und gut — verlassen Sie sich darauf."

Das ist Kraftbewußtsein und genügt, um der Drohrede eines Malming zu begegnen. Dazu genügte es, aber weiter nicht. Dieser junge Pastor hat den Sturm noch nicht erlebt, der die Planken seines Schiffleins gegen die Felsen schleudert, daß es kracht. Er ist noch ein junger Mann, voll guten Willens und schönen Glaubens. Er ist seines Glaubens so sicher, wenn er auf die Brust deutet und spricht: „Hier sitzt es, hier. Und da können sie nicht ran!" Ja, da sitzt allerdings etwas. Und das ist Glaube. Aber sie werden doch heran, sie werden es ihm aus der Brust reißen und vor die Füße werfen, wie elenden Plunder.

Bevor wir das erleben, müssen wir uns nach der Köchin

umsehen. Sie nahm selbstverständlich an den Vorgängen der letzten Tage regsten Anteil. Was sie nicht mit eigenen Augen sah, erfuhr sie horchend hinter der Tür. Daß so etwas nicht schicklich ist, wußte sie eben so gut wie ihr Pastor und gestand es ihm offenherzig. Sie horchte aber trotzdem, wo es ihr wichtig schien. So gemeinhin indiskret, wie ich es in sehr vornehmen Häusern schon fand, ist Rieke wirklich nicht. Dazu wäre sie nicht kleinlich genug. Sie horchte ihrem Pastor zuliebe. Denn dank ihrer hellen Augen und guten Menschenkenntnis wußte sie längst, daß gegen ihn etwas vor sich ging und daß Dagmar eine führende Rolle dabei spielte. Natürlich kam ihr das Gerede ihrer befreundeten Kolleginnen für die Kenntnis der Verhältnisse gut zu statten. Schließlich machte sie sich aus allem eben einen Vers, der sich reimte. Übrigens hatte es mit ihrem Widerwillen gegen den Schuster Schmidt, den der Pastor zum Vorsitzenden des Vereins gemacht hatte, noch eine besondere Bewandtnis. Der Kerl war ihr einfach zu leise, zu brav und zu feierlich. Als er gestern Vormittag, kurz vor der Ankunft des Konsuls, in des Pastors Abwesenheit diesen zu sprechen wünschte und dabei allerlei dunkle Andeutungen machte, die wie Drohungen klangen, da hat Rieke ihm ein Himmelkreuzdonnerwetter in die Seele geschrieen und gesagt, daß so 'ne Unverschämtheit ja noch jar nich dajewesen ist. Darauf ging der Schuster mit heuchlerischer Süßlichkeit ab und hinterließ die Pastorsköchin in schlimmster Stimmung. Zum Glück kam gleich hinterher Studiosus Svend. Der war ihr lieb, sowohl der frische Student als auch der sichere Freund ihres Herrn Pastors. Da wurde sie wieder ruhig und gemütlich. Und das war als Übergangsstimmung sehr gut. Denn wenige Minuten danach mußte sie hinter der Tür sehr peinliche Reden vernehmen.

Dagmar mit ihrem Konsul erschien zum Sturm gegen den Bruder. Und da dieser von seinen Krankenbesuchen noch immer nicht zurück war, benutzten sie die Gelegenheit von neuem, Svend für ihr Komplott zu gewinnen. Diesmal sollte ihn der Hinweis auf des Pastors Intimität mit der Köchin bestimmen. Der Versuch mißlang schmählich; Svend kannte seinen Bruder zu gut und mußte nun leider den dirnenhaften Gedankengang seiner Schwester durchschauen. Die Gemeinheit war zu groß, als daß er sie nicht gebührend zurückgewiesen hätte.

Aber draußen stand Rieke und hörte es mit an, dies und dann die landrätlichen Zumutungen aus dem Munde des Konsuls. Da wurde ihr deutlich, sie solle, sie müsse das Haus verlassen. Ihre Vergangenheit kann sie nicht leugnen. Bekennt sie nicht, so ist ihr vor Dahl das so viel wie ein Betrug. Und würde sie alles aufdecken, so müßte der Pastor sie entlassen. Der Gedanke ist ihr furchtbar. Sie schwankt. Ihn jetzt verlassen, wo er außer Svend kaum noch einen Freund zu besitzen schien? Wenn es denn sein muß, so will sie ihm wenigstens noch einmal dankbar sein durch die Tat. Sie rafft sich zusammen, als wollte sie ihm zum letzten Male ihren fröhlichen Humor zu kosten geben, ihn versöhnen mit seinen Feinden, der Schwester, ihm die Stirn glätten und dann gehen. Hier erinnert sie ihn an jene Begräbnisrede, die sie so lange mit sich herum trug, und schließt mit der Mahnung: „Nu also — dann verjessen Se bloß nich, det wir alle Menschen sind — Ihre Schwester ooch. — Det is sehr wichtig." Den Gedanken will sie ihm hinterlassen für den Kampf, der ihm bevorsteht. Indeß, sie hat sich in Hans Dahl getäuscht. Sie darf nicht ohne weiteres ziehen. Sie muß erst ein Geständnis ihrer Sünden machen. Danach erlebt sie das größte Glück ihres Daseins.

Der Pastor (einfach): So bleiben Sie.

Rieke (unterdrückt einen wilden Jubelruf, stürzt dem Pastor zu Füßen und will seine Hand küssen).

Pastor (wehrt ab).

Rieke (vor ihm auf den Knieen, bricht in ein jähes Schluchzen aus, das alles löst und alles wegschwemmt).

Pastor (läßt sie weinen und streicht ihr über das Haar): Aber so weinen Sie doch nicht mehr. So seien Sie doch nur ruhig. Glauben Sie, ich war immer so? O, ich bin mal ganz anders gewesen.

Rieke (hebt den Kopf, durch Thränen): Aber nu lügen Sie doch nich so unverschämt, Herr Pastor.

Pastor (eifrig): Nein, nein, ich versichere Sie — ich war ganz anders. [Vergl. Evang. Lucas Kap. 7, 36—50 und Evang. Joh. Kap. 8, 1—11.]

Rieke bleibt also.

Was wäre wohl ohne sie aus ihm geworden? Die Frage ist müßig für einen Christenmenschen. Darum sagen wir besser: Gott stellt sie an seine Seite in schwerem Kampfe. Vorweg hat sie ihm eine Predigt in drei Worten zu halten:

Sie wer'n sich doch nich von der Jesellschaft unterkriegen lassen. Sie sind ja mehr, wie sie alle zusammen. Mitten durch müssen Se jehen un janz aufrecht un dann lachen über die janze Welt. — — Ick wer' dabei stehen un stolz wer' ick sein, un wenn Se gestatten, wer' ick ooch mitlachen, — so recht von janzem Herzen. [Vergl. Lucas Kap. 4, 14—30.]

Unser Freund war noch lange nicht reif für diese Weisheit. Gottlob, im letzten Akt wird sie ihm offenbar.

Karl Schwarz-Stiftung.

Das Preisrichterkollegium der Karl Schwarz-Stiftung, zur Zeit bestehend aus Geh. Kirchenrat Prof. D. Hilgenfeld, Geh. Kirchenrat Prof. D. Seyerlen und Prof. D. Nippold in Jena, Prof. D. Otto Pfleiderer in Berlin und dem Unterzeichneten, hatte im Jahre 1901 die Aufgabe, welche bereits 1898 zur Preisbewerbung gegeben worden war, aber eine genügende Bearbeitung nicht gefunden hatte:

„Joh. Salomo Semler in seiner Bedeutung für die Theologie mit besonderer Berücksichtigung seines Streites mit G. E. Lessing"

auch für das Jahr 1904 wieder zur Bewerbung ausgeschrieben. Die zur Preisgewährung verfügbaren Mitel beliefen sich in diesem Jahr auf 1250 Mark.

Bis zum festgesetzten Termin, dem 1. August 1904, waren acht Arbeiten eingegangen und die Preisrichter durften zu ihrer Freude die Tatsache konstatieren, daß alle diese Arbeiten, auch diejenigen unter ihnen, welchen eine Auszeichnung nicht zuerkannt werden konnte, als tüchtige, der Veröffentlichung durch den Druck würdige Leistungen zu bezeichnen sind.

Die Feststellung des Preisurteils erfolgte in einer am 18. November 1904 zu Jena abgehaltenen Sitzung, in welcher von den fünf Mitgliedern des Kollegiums vier zugegen waren. Das abwesende Mitglied hatte schriftlich abgestimmt.

Es kamen zur Verteilung zwei erste Preise im Betrage von je 500 Mark und ein zweiter Preis im Betrage von 250 Mark.

Als Verfasser der mit den ersten Preisen gekrönten Arbeiten ergaben sich Pfarrer emer. Lic. Dr. Gottwalt Karo in Aeschach bei Lindau und Pfarrer Paul Grabow in Bergkirchen bei Hagenburg (Schaumburg-Lippe). Den zweiten Preis empfing Pfarrer Wilhelm Lutz in Böttingen bei Münsingen (Württemberg). Außerdem wurden für drei Abhandlungen öffentlich lobende Anerkennung beschlossen. Verfasser dieser Abhandlungen sind Pfarrer Robert August Kohlrausch in Großmorra bei Cölleda (Thüringen), Pfarrer J. Schauffler in Zang (Württemberg) und Pfarrer Lic. Fritz Matthiä in Gröna bei Bernburg (Anhalt), der bereits zweimal, 1895 und 1898, hervorragende Bearbeitungen von Preisaufgaben der Karl Schwarz-Stiftung geliefert und für die zweite derselben einen Preis der Stiftung erhalten hat.

Als nächste Preisaufgabe, deren Bearbeitungen bis zum 1. Juli 1907 an den Unterzeichneten, Kirchenrat D. Rudloff in Wangenheim, event. an dessen Nachfolger im Schriftführeramt des Preisrichter-Kollegiums einzusenden sind, wird hiermit das Thema gestellt:

„Christian Ferdinand Baur in seiner Bedeutung für die Theologie."

Für die beste wissenschaftliche Behandlung dieses Themas zahlt die Stiftung am 19. November 1907 einen Preis von 500 Mark.

Die Arbeiten müssen in deutscher Sprache von einer andern als des Verfassers Hand deutlich geschrieben und mit einem Motto versehen sein, und es ist ihnen ein verschlossener Zettel beizulegen, welcher den Namen des Verfassers und das gleiche Motto wie die Arbeit enthält.

Sämtliche eingereichte Arbeiten können nach Veröffentlichung des Urteils zurückgefordert werden. Auch die gekrönte bleibt Eigentum des Verfassers.

Sollte keine der gelieferten Arbeiten den wissenschaftlichen Anforderungen genügen, so behalten wir uns vor, eine neue Konkurrenz auszuschreiben.

Jena, Großlichterfelde bei Berlin und Wangenheim bei Gotha, den 19. November 1904.

Das Preisrichter-Kollegium der Karl Schwarz-Stiftung.
J. A.: D. Gustav Rudloff, Kirchenrat.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 3.

Bremen
Berlin.

14. Januar 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Zu den Angriffen auf D. Fischer. — Von den freien Richtungen in der Kirche. — Aus dem Großherzogtum Hessen. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Zu den Angriffen auf D. Fischer.

1.

Der Gemeindekirchenrat der Markusgemeinde hat sich mit einer Beschwerde über den Pfarrer D. Fischer an das Konsistorium gewendet, — eine Petition an die Kirchenbehörde wird von Seiten der Positiven in der Gemeinde vorbereitet. Das Kirchenregiment wird also genötigt sein Stellung zu nehmen oder hat vielleicht schon Stellung genommen. Wir haben diesen Akt abzuwarten ehe wir uns äußern. Indessen scheint es uns, um Klarheit vor der Öffentlichkeit über diese Sache zu schaffen und um Bedenken zu zerstreuen, die daraus sich ergeben könnten, daß doch eben die „wirklich kirchlichen oder christlichen" Kreise Anstoß an dem Vortrage Fischers genommen haben, ja daß aus den Vertretern der Gemeinde gegen den Pfarrer der Gemeinde Beschwerde geführt wird, angebracht, einen Blick in das Milieu zu tun, aus denen dieser gläubige Entrüstungssturm zur Rettung des Evangeliums Jesu und der Kirche kommt. Uns ging ein Flugblatt für die letzte Kirchenwahl 1903 zu, das die orthodoxen Mitglieder der Gemeindekörperschaften, die noch jetzt dem Gemeindekirchenrat von Markus*) angehören, mit vollem Namen, Berufstitel und Wohnung unterzeichnet haben. Wir unterbreiten es zu genanntem Zweck unseren Lesern und der Öffentlichkeit einfach zur Kenntnisnahme, ohne genötigt zu sein, auszuführen, ob die Unterzeichner grundloser Ausstreuungen zur Rettung des Evangeliums Jesu und der evangelischen Kirche geeignet sind, beziehungsweise wieviel ihr Urteil wiegt gegen einen Mann wie D. Max Fischer.

2.

Das Flugblatt lautet wortgetreu (Hervorhebungen sind von uns. Die Red.):

Ein letztes Wort vor der Wahl an alle Kirchenwähler von St. Markus. Morgen, Sonntag, findet in unserer St. Markus-Kirche nach Schluß des Vormittagsgottesdienstes die Wahl der Hälfte der Kirchenältesten und Gemeindevertreter statt. Die Wahl ist von großer Bedeutung, die friedliche Entwickelung des kirchlichen Lebens in unserer Gemeinde hängt davon ab. Die Entscheidung ruht in Eurer Hand. Soll Unwahrheit und Unglauben siegen, oder Wahrheit und Glauben? Es ist nicht wahr, daß die Positiven eine Erhöhung der Kirchensteuer beabsichtigen. Die Positiven haben es durchgesetzt, daß nach wie vor alle Einkommen unter 1500 Mk. ganz frei von Kirchensteuer sind. Es ist nicht wahr, daß das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht durch die Positiven bedroht ist. Niemand denkt daran, es aufzuheben. Dagegen lassen die Liberalen bei den Kommunalwahlen das Dreiklassenwahlsystem bestehen, weil es ihre Herrschaft sichert. Es ist nicht wahr, daß der Antrag auf Schluß der Gastwirtschaften**) während des Gottesdienstes von den Positiven ausgeht. Ein liberaler Geistlicher der Synode Berlin-Cölln-Stadt hat ihn gestellt, und die dortige liberale Majorität hat ihn angenommen. Die Positiven auf unserer Synode Berlin I haben den Antrag überhaupt nicht zugelassen. Sowohl die Provinzialsynode, als auch die soeben geschlossene Generalsynode — letztere auf Antrag des positiven Synodalen Krückeberg — haben ausdrücklich betont, daß Berlin und Vororte unter allen Umständen von einer Schließung der Gastwirtschaften am Sonntag frei bleiben müssen. Doch es steht noch mehr auf dem Spiele! Soll dem Volke die Religion erhalten bleiben, oder sollen **unsere Kinder religionslos, glaubenslos, zuchtlos, gottlos** werden? Soll der Glaube Dr. Martin Luthers und der Reformatoren an unsern Heiland Jesus Christus und an Gottes Gnade in unseren evangelischen Gemeinden bestehen bleiben, aus dem alle Werke der Nächstenliebe und Barmherzigkeit geboren sind? Soll dieser Glaube, den unsere Könige und und Kaiser als ihren Glauben bekannt haben, in dem unsere edle Kaiserin das gesegnete Werk der kirchlichen Erneuerung Berlins begonnen hat, der Glaube, auf den Ihr getauft und konfirmiert seid, aus dem Ihr Kraft und Trost für Leben und Sterben ziehen könnt, unser Glauben bleiben? Oder soll die liberale Phrase herrschen? Soll Gottes Wort bleiben, das die Menschen erleuchtet und befreit, oder Menschenwort regieren, das zur Verdummung und Knechtung der Massen führt? Sollen die sogenannten Liberalen die Kirche leiten, die sie nicht besuchen und sich rühmen, außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben zu können? Oder sollen die Männer zu kirchlichen Ehrenämtern gewählt werden, die glauben, was sie bekennen, — die für die Kirche, die sie lieb haben, arbeiten und beten und auf dem Boden des unverfälschten Evangeliums stehen? Nun entscheidet, wen Ihr wählen wollt? Wer es wirklich ernst meint mit seinem Glauben und diesen Glauben unserm Volk und seinen Kindern erhalten will, der kann nur positiv wählen. Fehle keiner, wo es gilt, einzustehen für Wahrheit und Recht, Liebe, Frieden und Glauben! Glaubet nicht, was Euch in diesen Tagen alles vorgeredet wird, um Eure Stimme zu fangen! Laßt Euch keine anderen Zettel in die Hand drücken und wählt kirchlich positiv!

3.

Obwohl wir Männern, die so des Glaubens in ihrer Gläubigkeit ganz vergessen, der in der Liebe tätig ist, einstimmig gewiß mit vielen Orthodoxen das Recht rundweg absprechen müssen, irgend eine gewichtige Stimme im Rat der Kirche geltend zu machen, wollen wir nicht vergessen, daß wirkliche Christen auf der rechten Seite in ernstlicher Besorgnis sind um das Heil und die Zukunft der Kirche bei der Aussicht, daß die von Fischer vertretenen Anschauungen durchaus nicht vereinzelt und durchaus zukunftskräftig sind. Aufgewachsen in den Lehren der Orthodoxie, ferngehalten von dem Strom moderner Anschauungen, den sie mit Scheu und aus der Ferne als des Bösen Werk und Werkzeug anzusehen gelernt haben, ehrlich fromm in ihren Formen des religiösen Lebens — können sie das Heil nur sehen in dem Festhalten der Überlieferung,

*) Es sei bemerkt, daß es sich nicht um irgend einen beliebigen orthodoxen Gemeindekirchenrat handelt, sondern daß im Gemeindekirchenrat von St. Markus jahrelang die bekannten Führer der Berliner Orthodoxie: Geheimer Schulrat Prof. Dr. Vogel, Redakteur der „Kreuzzeitung" Prof. Dr. Irmer und Prof. Evers gewirkt und seine jetzigen Mitglieder kirchlich und kirchenpolitisch herangebildet haben.

**) Wo bleibt der Ruhm der Positiven, um die Gunst der Gastwirte nicht gebuhlt zu haben, ein Vorwurf, der im letzten Wahlkampf gegen die Liberalen eine Rolle spielte?

deren vergängliche Einzelheiten und Einkleidungen (die Gläubigkeit, die Religiosität der Väter) sich für sie unentwirrbar verwickelt haben mit dem wirklich Bleibenden, der Religion, dem Glauben der Väter. Hier einfach von Dummheit, Beschränktheit, Engherzigkeit und Übelwollen zu reden, wäre ein illiberales Verhalten, wäre Unrecht. Hier heißt es für uns Liebe und Geduld haben und den Glauben halten, daß in des Vaters Hause viele Wohnungen sind. Darf aber ein Kirchenregiment, das die weisesten und frommsten Männer vereinigen muß, das also die Gesamtentwicklung überschauend sich nicht verhehlen kann, daß Anschauungen, wie die Fischers und der mit ihm oder ihm nahe Stehenden einzig geeignet sind, die Verbindung Tausender von Menschen unserer Tage mit der Kirche noch aufrecht zu erhalten, so eng denken wie jene unverantwortlichen Altgläubigen? Muß nicht die Gefahr auch für die orthodoxen Kreise und Pastoren gegenüber der freien Gemeinschaftsbewegung wachsen, daß solch ein Fall des Kommandos zur Rechtgläubigkeit, schließlich auch auf die orthodoxen Pastoren den Schein wirft: sie bekommen Gesinnung und Überzeugung von oben vorgeschrieben? Lehrt nicht das Vorbild in Baden, in Elsaß-Lothringen, in der Schweiz, in Bremen, in Hamburg, daß bei allergrößter Freiheit persönlicher Überzeugung und Äußerung der Pastoren die Kirche bestehen und das kirchliche Leben gedeihen kann, wo die Bewährung das Urteil fällt über Recht oder Unrecht einer Überzeugung. Man lasse dem kirchlichen Liberalismus Zeit und Ruhe, man treibe ihn nicht mit Gewalt in Verbitterung und Gehässigkeit, man fordere von ihm strenge Verantwortlichkeit, Takt und Arbeit, man lasse endlich dem lieben Gott auch etwas zu tun in seiner Kirche und habe ein wenig mehr Glauben, nur soviel wie der Jude Gamaliel hatte: Ist der Rat oder das Werk aus dem Menschen, so wird's untergehen; ist's aber aus Gott, so könnt ihr's nicht dämpfen. Apg. 5, 38, 39.

4.

Erfreulich ist der ernste und ruhige Ton, in dem der kirchlich liberale Parochialverein zu St. Markus in einem Flugblatt die Angriffe auf D. Fischer zurückweist und ihn seines Vertrauens versichert; eine Eingabe der liberalen Gemeindeglieder an das Konsistorium wird vorbereitet. Die liberalen kirchlichen Vereine haben zum Mittwoch, den 18. d. M., nach dem „Buggenhagen" (Moritzplatz) eine Versammlung berufen, bei der Professor Pfleiderer den Hauptvortrag halten wird. Die Einladung hat folgenden Wortlaut:

Orthodoxe Kreise haben gegen D. Max Fischer, Pfarrer der Markuskirche, durch Zeitungsartikel, Versammlungen und Petitionen an das Konsistorium einen Proteststurm in Scene gesetzt, um seine Amtsentsetzung zu bewirken. Den Anlaß dazu hat ein Vortrag geboten, den D. Fischer auf dem 22. Protestantentage gehalten hat. Der Vortrag war ein rein wissenschaftlicher und war von ernster theologischer Fassung und wahrhaft religiösem Sinne getragen; er stand auf dem Standpunkt, der von vielen der modernen theologischen Richtung angehörigen Professoren und Geistlichen in Reden und Schriften vertreten wird. In seinem geistlichen Amte hat während dessen zehnjähriger Verwaltung D. Fischer keinen Anstoß gegeben.

Es gilt nun dem gegenüber dem Kirchenregiment zu bezeugen, daß viele Glieder der evangelischen Landeskirche nicht nur keinen Anstoß nehmen an den Äußerungen des D. Fischer, sondern den hohen Ernst, die freie Wahrhaftigkeit, die gründliche Wissenschaftlichkeit und die echt christliche Frömmigkeit dieser Ausführungen, wie damals beim mündlichen Vortrage auf dem Protestantentage, so jetzt, da sein Vortrag gedruckt vorliegt, mit Freuden begrüßen.

Das Ziel der Verfolgung geht über die Person des D. Fischer hinaus; in seiner Person soll jede nicht orthodoxe Richtung verdammt werden, mag sie sich Mittelpartei, Freunde der christlichen Welt oder Protestantenverein nennen.

Den Orthodoxen wollen wir nichts in der Kirche nehmen, sie sollen nicht in ihrem Glaubensleben gestört werden, aber ihrer unevangelischen Unduldsamkeit müssen wir entgegentreten und wir müssen darauf bestehen und zur Anerkennung bringen, daß die liberale Auffassung durchaus dem Sinne und Geiste des Evangeliums entspricht, durchaus christlich ist und für sich volle Gleichberechtigung erlangen kann und muß. Im Interesse der evangelischen Kirche selbst. Denn die große stets wachsende Zahl derjenigen, welche auf dem Boden der modernen Weltanschauung stehen, kann dem Christentum nur wieder gewonnen werden durch eine Lehre und Predigt, welche sich mit dieser nicht in Widerspruch setzt.

Es gilt die Errungenschaften der Reformation, die unveräußerlichen Rechte und heiligen Pflichten evangelischen Kirchenwesens: die Unabhängigkeit wissenschaftlicher Arbeit, die Freiheit persönlicher Glaubensüberzeugung, die Wahrhaftigkeit der Pfarrer auf und unter der Kanzel gegen enge und ängstliche Unduldsamkeit zu schützen. Es gilt endlich dem Manne, der mutig und frei und doch bescheiden und ohne die Andersdenkenden zu verletzen, dem Evangelium Jesu und seiner Gemeinde allein auch durch diesen Vortrag hat dienen wollen und uns neue Freudigkeit zum christlichen und kirchlichen Leben wirklich gegeben hat, zu bezeugen, daß er nicht allein steht, sondern dankbare Freunde und Gesinnungsgenossen unter Geistlichen und Laien hat.

Von den freien Richtungen in der Kirche.

Unsere Schweizer Freunde haben eine ganz eigentümliche Frische, die Dinge zu sehen und zu sagen, daß uns beim Lesen ihrer Blätter das Herz aufgeht. Auch dort ist der Gegensatz zwischen den alten Liberalen und denen, die sich die Modernen nennen, sehr scharf gewesen und auch dort beginnt gegenseitige Achtung und Schätzung und damit die Wirkung des einen Kreises auf den anderen. So schreibt der uns vom Protestantentage her bekannte Pfarrer Altherr-Basel im „Schweizerischen Protestantenblatt" unter der hübschen Überschrift „Eine Art Simeonsfreude":

Wir Reformer*) hatten immer das ganz bestimmte Gefühl, es sei gar nicht anders möglich, als daß die nachwachsenden Theologen mit der Zeit den gleichen Weg gehen wie wir. Es müsse nach Gottes Ordnung und Wille so kommen. Nun kommt es auch so, wobei wir eine Art Simeonsfreude erleben dürfen. Unter sehr vielen sichtbaren Fortschritten des freien Protestantismus darf man auch das „Kirchenblatt für die reformierte Kirche der Schweiz" nennen, von dem wir erwarten durften, es werde mit der Zeit in der Auffassung der Bibel zur vollen Freiheit gelangen. Es hat uns während vieler Jahren mit seinen Verschwommenheiten und Zweideutigkeiten geärgert, aber seit einigen Jahren begegnen wir darin mehr und mehr einer klaren und wahren Aussprache. In seiner letzten Nummer nun bringt der jetzige Hauptredakteur einen Aufsatz unter dem Titel „Unsere Weihnachtsfreude", worin in Bezug auf die Dogmen von der Menschwerdung Gottes und der Jungfrauengeburt und in Bezug auf die ganze Weihnachtsgeschichte so wahr und klar und fromm geredet ist, daß wir von Herzen zustimmen können. Der Verfasser, ein Basler, braucht deswegen nicht zu erschrecken und zu fürchten, daß wir ihn und seine Genossen nun dreist als Reformer ausschreien und damit bei gewissen Leuten kompromittieren werden. Nein, das will ich durchaus nicht. Denn ich anerkenne ganz gern, daß die Modernen — so nennen sich die jüngeren Theologen freierer Richtung mit Vorliebe selber — unter anderen Umständen und in einer anderen Stimmung und in einer anderen Tonart die freien Ansichten vortragen. Unter anderen Umständen, denn als wir es taten, erweckte es Stürme der Entrüstung gegen uns, während man es jetzt ziemlich ohne alle Gefährde tun

*) Das sind die Protestantenvereinler der Schweiz, zu denen Bitzius, Lang, usw. gehört haben.

darf, ja dabei sogar weitherum des Beifalls gewiß ist. Und in anderer Stimmung und Tonart tun es die Modernen, denn wir gingen wesentlich vom Intellekt aus und bekämpften das orthodoxe Dogma, weil sich unser Verstand daran stieß, hingegen die Modernen machen kein großes Wesen aus dem Anstoß, den der Verstand nimmt, sondern sie werfen die alte Dogmatik weg aus Gründen der Religion; aus dem Evangelium Jesu heraus lehnen sie das ab, was die Orthodoxie daraus gemacht hat. Wir geben zu, daß dieses Verfahren nicht bloß klüger, sondern auch kirchenmäßiger, dem Wesen des religiösen Lebens entsprechender ist. Nicht daß wir das ganz unterlassen hätten, wir können beweisen, daß die „bösesten" Reformer es je und je auch taten, aber wir taten es sicher nicht genügend, und das ist nun unsere Freude, eine Art Simeonsfreude, daß andere auf den Plan treten und es nachholen. *Und davon sind wir fester als je überzeugt, daß die freien Ansichten viel dazu beigetragen haben, die Freude an der Kirche und die Möglichkeit, darin zu bleiben, in dieser schweren Zeit des Übergangs von einer alten zu einer neuen Weltanschauung zu erhalten.* Selbst die Orthodoxen dürften, wenn es ihnen darum zu tun war, „dem Volk die Religion zu erhalten", nur dankbar sein, wie wir auch ihnen dafür danken, daß sie mannigfach Geduld mit uns hatten. *)

Einige Anmerkungen seien aber doch dazu gemacht, bei aller Zustimmung zu dem gesagten: 1) Daß die Umstände jetzt anders sind, haben jene mutigen ersten Verkünder neuer Erkenntnis mit bewirkt. 2) Daß man jetzt „aus dem Evangelium Jesu heraus das ablehnen kann, was die Orthodoxie daraus gemacht hat", ist möglich geworden dadurch, daß die „Alten" den Weg zur Erkenntnis dieses Evangeliums frei machten durch Ablehnung des alten Dogmas, weil ihr Verstand sich daran stieß. 3) Ist's nicht auch aus Religion, aus Frömmigkeit gekommen, daß man den Widerspruch nicht tragen konnte zwischen Verstand und Dogma? 4) Wird's bleiben können bei der frommen Ablehnung des alten Dogmas und der hellen Freude am Leben Jesu? Wird sich's nicht erfüllen müssen, was Harnack, der größte der Modernen, weissagt?**) „Ich würde aber vor allem hervorheben, daß die Ritschlsche Theologie durch das höhere Maß geschichtlicher Einsicht den spekulativen Rationalismus, der zögernd auf die wirkliche Geschichte einging, überwunden hat. Aber man darf es nicht verschweigen, der Zug der Zeit kam ihr zu Hülfe, und der spekulative Rationalismus ist demgemäß selbst in einer Umbildung begriffen. Wenn er sich die Geschichte angeeignet hat — in einem anderen Sinne als Biedermann es getan —, wenn er zunächst lauschend und lernend den ganzen Reichtum geschichtlicher Wirklichkeit und individueller Eigenart in sich aufgenommen hat, *dann wird er (der spekulative Rationalismus), das steht außer jedem Zweifel, mit sieben Geistern zurückkehren, und es werden keine Teufel sein, sondern starke und lichte Geister.*" Darum in Summa Simeonsfreude für die, die einst die Blütezeit und dann Stillstand und Niedergang des kirchlichen Liberalismus erlebten, für den kirchlichen Liberalismus aber nicht das Simeonswort: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, sondern das Herrenwort: Fahre auf die Höhe und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug tut.

Aus dem Großherzogtum Hessen

wird uns geschrieben: Gelegentlich der Jahrhundertfeier verlieh die theologische Fakultät in Gießen mehreren Theologen den Doktorgrad. Daß diese Ehrung nicht auch Gliedern der orthodoxen Partei zuteil wurde, hat in den übergangenen Kreisen sehr verschnupft. Die in der „Frankfurter Konferenz" vereinigten liberalen Theologen Hessens können allerdings stolz darauf sein, daß nicht weniger als vier ihrer Mitglieder bedacht wurden. Es ist dies neben dem Professor des Predigerseminars, Lic. Eger, zunächst Pfarrer Gupot zu Heppenheim, ein Mann praktischer Arbeit, der vor allem durch seine Thätigkeit in der Mainzer Diaspora Hervorragendes geleistet hat. Seiner Tatkraft gelang die erste Sammlung der zerstreuten Evangelischen in den jetzt mit blühenden Gemeindewesen hervortretenden Vororten von Mainz. Großes Organisationstalent entfaltete er dann bei der Gründung der Johannisgemeinde in Darmstadt, wie denn seine Betätigung an der Spitze der Frankfurter Konferenz auch seine wissenschaftliche Befähigung in weitgehendem Maße erwies. Ebenso zeigt er auf dem Gebiete der Kirchenpolitik sich als einen weitsichtigen Mann, der wohl berufen sein dürfte, bei der für die nächste Zeit geplanten Vereinigung aller liberalen Elemente der hessischen Landeskirche — zu der die hier herrschenden Verhältnisse mit Naturnotwendigkeit drängen — eine der tonangebenden Persönlichkeiten zu werden. Außerdem wurde Lic. Dr. Preuschen, Oberlehrer am Ludwig-Georgs-Gymnasium zu Darmstadt, zum Ehrendoktor ernannt. Lic. Preuschen hat sich durch seine Studien auf dem Gebiet der neutestamentlichen Zeitgeschichte wie durch die Herausgabe seines wissenschaftlichen Fachblattes einen solchen Namen gemacht, daß man seine Ehrung als selbstverständlich finden muß. Der jüngste der von der Fakultät Geehrten ist der Pfarrer von Hirschhorn, Lic. Dr. Diehl, der auf dem Gebiete vor allem der hessischen Kirchengeschichte Anerkennenswertes geleistet hat. Wenn freilich die orthodoxe Partei sich darüber beklagt, daß niemand aus ihren Reihen der Ehre teilhaftig wurde, so übersieht sie ganz, daß Superintendent Petersen, der ebenfalls den D. theol. erhielt, von der liberalen Seite sicherlich nicht als ein zu ihr gehöriger Mann in Anspruch genommen werden kann. Er steht wohl kaum zur Partei des im Oberkonsistorium leider vereinsamten liberalen D. Flöring. Welcher Geist das Oberkonsistorium heute beherrscht, das beweisen u. a. die Ehrungen, die auf Vorschlag der kirchlichen Behörde durch den Landesfürsten in der letzten Zeit vollzogen wurden. Am Geburtstage des Großherzogs wurden, wie dies üblich ist, Orden verteilt; auch einige Theologen wurden damit bedacht, aber es ist darunter kein einziger zu finden, den man als „liberal" bezeichnen könnte. Noch krasser tritt dies bei den Ernennungen zur Landessynode zutage. Zweck dieser Ernennungen sollte eine Art Ausgleichung der Parteien in der Synode sein; aber es scheint, als ob die Kirchenbehörde diesmal dafür kein Verständnis besessen hat. Da die Liberalen bei den Wahlen entschieden Niederlagen erlitten haben — denn Männer wie Professor Eck-Gießen, Eger-Friedberg, Walter-Worms werden künftighin der Landessynode nicht mehr angehören —, hätte das Oberkonsistorium darauf bedacht sein müssen, die orthodoxe Partei nicht noch mehr zu stärken, aber genau das Gegenteil hat es getan. Freilich tritt für den Professor D. Stade Professor D. Dr. Drews von der theologischen Fakultät in Gießen ein, aber diesen liberalen Theologen hat man vor allem deshalb nehmen müssen, weil eben die Fakultät doch vertreten sein muß und man Leute wie Krüger und Eck nicht haben wollte. Der Graf Ernst zu Solms-Lichtenstein, ein Verwandter der künftigen Großherzogin, gehört der hochkirchlichen Richtung an und hält sich zur strenglutherischen „Stifts"-kirche. NB. soll sein Vetter, der Schwager des Großherzogs, der „fürstliche Standesherr" sein, der so scharf *für* den wider seinen Willen in den Ruhestand versetzten Professor Schöler vom Predigerseminar in Friedberg in das Zeug ging. Der Geh. Kommerzienrat Freiherr Heyl zu Herrnsheim ist als Gesinnungsgenosse des Pfarrers Wahl in Langen hinreichend bekannt, auch die sonst noch ernannten Mitglieder der Landessynode gehören sicherlich nicht der liberalen Richtung an, am wenigsten der Herausgeber des hessischen Sonntagsblattes, Pfarrer Widmann zu Darmstadt. Wenn

*) Also anders als in Preußen. D. Red.
**) Harnack, Reden und Aufsätze 1904, II. Bd. 363.

man diese Ernennungen betrachtet, die den Landesfürsten als einen Freund der nichtliberalen Richtung in der hessischen Landeskirche erscheinen lassen, und die ohne Zweifel einzig und allein dem Vorschlag des Oberkonsistoriums zu verdanken sind, so ist es ganz unbegreiflich, wie die von Haus aus nationalliberalen Juristen der Kirchenbehörde die Lage der hessischen Kirche so wenig verstehen. Dazu kommt, daß in Hessen die „Gemeinschaft" immer mehr Verbreitung findet, ohne Zweifel nicht ohne Verdienst des nach Friedberg aus dem Schwabenland berufenen, überaus emsigen Direktors Wurster vom dortigen Predigerseminar; schon jetzt zeigt es sich, daß er es verstanden hat, in der noch so kurzen Zeit seines Wirkens bereits jüngere Theologen unter den Kandidaten des Pfarramts für seine Sache zu gewinnen. Es tut wahrlich not, daß die liberalen Kreise Hessens sich verbinden, um gemeinsam vorzugehen und — wenn das Oberkonsistorium für die Bedürfnisse weiter Schichten seiner Landeskirche, die doch auch evangelische Christen sind, wenn sie auch weder von der orthodoxen Partei noch von der „Gemeinschaft" sich Anregung versprechen, kein Auge hat, den Mund auftun zum männlichen Wort, damit das Hessenland vor einer Ära Waas in neuer Form verschont bleibe. Eine kirchenpolitische Sammlung der Liberalen Hessens ist für den Januar geplant, hoffentlich bringt sie unserer Landeskirche Segen. Ein erfreuliches Bild bei all den Widerwärtigkeiten der letzten Zeit bot wenigstens die am 7. Dezember in Darmstadt vollzogene Nachwahl zur Landessynode. Provinzialrat von Grancy, den die orthodoxe Partei gegen den seitherigen Vertreter, Oberlehrer Baches, vorgeschoben hatte, lehnte die Wahl ab, und diesmal wurde der verdiente Obmann des hessischen Volksschullehrerstandes gewählt, obwohl die Gegner unter kluger Benutzung der unter den Landbürgermeistern herrschenden Abneigung gegen einen Vertreter des Lehrerstandes einen ländlichen Bürgermeister vorgeschlagen hatte. Der Schachzug mißlang und Oberlehrer Baches errang die Mehrheit.

Von dorther wird der „Täglichen Rundschau" mitgeteilt, daß der Theologenmangel zwinge Geistliche von auswärts heranzuziehen, ja einige Pfarrstellen unbesetzt zu lassen.

Nachrichten.

Bremen. Es liegt uns eine Mitteilung Pastor Burggrafs an seine Ansgariigemeinde vor, in der es heißt: „Wie wenig zwar die Religion als solche in Schillers Wesen zutage tritt, so ist doch sein ganzes poetisches Schaffen eine vergeistigende und veredelnde Weiterbildung des in der Reformation uns erstandenen deutschen Glaubens. Luther und Schiller, zwei so verschiedene Naturen, sind im Plane der Vorsehung ein einziger Gedanke; und dieser Gottesgedanke drängt auf eine Kirche, die auch den Dichter als eine leuchtende Lebensoffenbarung ihres Herrn erfaßt und sich zu einem Christentum bekennt, in dem der religiös tiefe und innige Luthergeist und der humanistisch geklärte und hochgestimmte Schillergeist sich in eins verweben sollen. Von dieser Überzeugung getragen, werde ich demnächst eine größere Anzahl der Dichtungen Schillers auf der Kanzel behandeln. Es werden das also nicht literaturgeschichtliche und ästhetische Darbietungen sein, sondern im Dichterworte die Verkündigung Christi und seines Evangeliums." Der gedruckte Prospekt, der die Verteilung der Dichtungen auf 20 Predigten von Neujahr bis Pfingsten enthält, ist zu beziehen durch den Kirchendiener Willenbrock, Bremen, Ansgariikirchhof 18.

Vereine und Versammlungen.

Berlin. Unionsverein (Deutscher Protestantenverein), 26. Januar, 8 Uhr abends, Dorotheenstr. 13/14 (Aula des Friedrich-Werderschen Gymnasiums). D. Julius Websky, Herausgeber der Protestantischen Monatshefte: „Das Wesen des Protestantismus und seine Entwicklung in Deutschland".

Bremen, 18. Januar, abends 7¼ Uhr im Künstlerverein. Vortrag von Pastor König: Zwischen Kopf und Seele. Zum Kulturproblem dieser Tage.

Protestantenverein
Bremen.
Mittwoch, den 18. Januar 1905,
abends 7¼ Uhr,
im Kaisersaale des Künstlervereins:
Vortrag
des Herrn Pastor K. König-Bremen-Horn
Zwischen Kopf und Seele.
Zum Kulturproblem dieser Tage.

Wollsachen Handweberei.
werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. **Grünberger Wollweberei G. Allmendinger,** Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei.

Harmonium.
Das Nordische Musikhaus in Flensburg, Inh. Pastor a. D. S. Simonsen, ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz begründet, Musikfreunden **beste Harmoniums u. Pianos** zu tunlichst kleinem Preis zu liefern. 20 J. Garantie. Probesendung kostenlos. Kataloge gratis.

Bei Otto Weber, Leipzig erschien von
Heinrich Lüdemann
1) Das Germanische Papsttum.
2) Die Germanisch-Katholische Kirche.
Pastor Weingart in Borgfeld bei Bremen schreibt an den Verfasser: „Für die beiden Schriften danke ich Ihnen aufrichtig. Ich habe von denselben und damit auch von Ihnen mit großem Interesse Kenntnis genommen. Manches in Ihren Ausführungen befremdet mich und fordert zum Widerspruch heraus. Andererseits bin ich von dem tiefen Ernst Ihrer religiös-sittlichen Forderungen, sowie von der wissenschaftlichen Kraft gewisser Partieen in hohem Maße gefesselt worden."
Universitätsprofessor Otto Pfleiderer in Großlichterfelde schreibt an den Verfasser: „Ich sage Ihnen verbindlichen Dank für Zusendung Ihres „Germanischen Papsttums". In der Schrift finden sich sehr tiefsinnige und fruchtbare Ideen, denen man wünschen möchte, daß sie zu einer Philosophie der Kultur- und Religionsgeschichte ausgearbeitet würden; dann könnten sie fruchtbar wirken."
Im Protestantenblatt (Nr. 1 1905) schreibt dagegen Herr Kohlschmidt:
„Es ist ein krauser Gedankenwirbel, der das erste Schriftchen durchzieht; das Ganze ist vielleicht als Satire auf den Verfasser aufzufassen."

Höhe 12 cm.
Oberer Durchmesser 6 cm.
Kleine Abendmahlskelche
in stylgerechter Form zum Einzel-Gebrauch fabriziert in verschiedener Ausführung:
versilbert, poliert u. desgl. innen vergoldet; altsilber innen vergoldet.
Berliner Metallwarenfabrik
H. A. Jürst & Co. A.-G.
Adlershof-Berlin.
Musterläger: Ritterstr. 71, Friedrichstr. 64.

Harmoniums,
erstklassiges Fabrikat von vollendeter Tonschönheit liefert zu den günstigsten Bedingungen
E. Beckmann,
Dünnow i. Pommern.
Kataloge gratis und franko.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Husten.
Tossapastillen heilen sofort jeden **Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrh, Erkältungen.** Nie versagendes Mittel. Unzähl. geholf. Glänzende Anerkennungen. 1 M. Bei 3 Sch. franko Zusendg. Apotheke z. **Oberthor Nr. 54, Mülhausen** i/Els.
Kerm. Ext. Seneg. aa 0,02, Terpin 0,04, Sacch. Vanill. ad 1,0.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.